

## Tor zur Wirksamkeit

ANDREAS NEIDER/HARALD SCHUKRAFT: **Rudolf Steiner in Stuttgart**, Belser Verlag, Stuttgart 2011, 168 Seiten, 19,90 EUR.

Nirgendwo in Deutschland habe die Anthroposophie eine so breite Basis gefunden wie in Stuttgart, musste schon 1921 der Steinerkritiker Heinrich Schaefer feststellen. Tatsächlich schien diese Gegend schon aufgrund ihrer geistesgeschichtlichen Voraussetzungen einen fruchtbaren Nährboden für den anthroposophischen Kulturimpuls und seine bis heute weltweit wirksamen Praxisfelder zu bieten: Von Albertus Magnus bis Hegel und Schelling, Schiller und Hölderlin hat das Schwabenland seit Jahrhunderten eine lange Reihe bedeutender Denker und Dichter hervorgebracht. Spirituelle Aufgeschlossenheit und praktischer Unternehmergeist gingen hier Hand in Hand. Rudolf Steiner hat in seinem Stuttgarter Wirken diesen *genius loci* immer berücksichtigt. Wie sich das württembergische Zentrum im Lauf eines Jahrhunderts zu einer »Anthroposophen-Hochburg« entwickelte, kann jetzt in dem von Andreas Neider und Harald Schukraft verfassten Buch *Rudolf Steiner in Stuttgart* nachgelesen werden. Angeregt wurde das Buchprojekt durch die Leitung des Stuttgarter Kunstmuseums anlässlich der großen Sonderschau »Kosmos Rudolf Steiner« (5.2. bis 22.5.2011). Der reich bebilderte Band stellt eine gelungene Synthese aus Lesebuch und Stadtführer dar. Neider beschreibt chronologisch Steiners Wirken in Stuttgart und bringt Kurzporträts der wichtigsten Personen und Institutionen. Schukraft, Historiker und ausgewiesener Stuttgartkenner, unterfüttert dies stadthistorisch mit informativen Texten und einzigartigem, meist unbekanntem Bildmaterial. Ein mitten im Buch befindlicher Stadtplan, auf den im Text immer wieder verwiesen wird, orientiert über historische Orte der Anthroposophie und anthroposophische Einrichtungen.

Wenige wissen heute noch, dass der junge Steiner, der im Briefwechsel mit seinem Stuttgarter Verleger Joseph Kürschner stand, schon 1889

seinen ersten Stuttgartbesuch machte und im damaligen Hotel »Marquart« wohnte. Auch mit Stuttgarter Intellektuellen wie Ludwig Laistner oder dem Ästhetiker Friedrich Theodor Vischer knüpfte Steiner schon früh Kontakte. Andreas Neider hebt die schicksalhafte Bedeutung dieses Ortes für Steiner hervor: »Stuttgart ist für ihn das Tor zur Wirksamkeit in die kulturellen und sozialen Verhältnisse seiner Zeit.« Durch zwanzig Jahre hielt Steiner hier regelmäßig Vorträge, knüpfte aber auch Verbindungen zu einflussreichen und sozial engagierten Industriellen. Nach dem Zusammenbruch der Monarchie bot sich Rudolf Steiner hier die Gelegenheit, seine Ideen für eine umfassende Gesellschaftsreform zu realisieren. Wenn auch manche Unternehmungen, die auf Steiners Sozialreform beruhten, scheiterten, weil (so das Vorwort) Partikularinteressen die Oberhand gewannen, konnte er gerade in Stuttgart auch wichtige Ideen, wie die erste Waldorfschule, in die Tat umsetzen. Spuren im Umfeld Stuttgarts hinterließ auch die anthroposophisch orientierte Medizin und Pharmazie (Filderklinik und Weleda AG). Im historischen Rückblick überwiegt die Bewunderung für die damaligen Pioniere, ihren Mut und enormen persönlichen Einsatz für neue Ideen unter chaotischen Zeitumständen. Aber auch Schattenseiten kommen zur Sprache: Bürokratisierung der anthroposophischen Initiativen und deren Zersplitterung in konkurrierende Cliques, das berüchtigte »System Stuttgart«, gegen das Steiner lebenslang anzukämpfen hatte.

Bis heute ist Stuttgart eine der Städte mit der größten Dichte an anthroposophischen Ausbildungsstätten, Verlagen, Kulturforen oder Banken. Auch Insidern wird in diesem Buch einmal mehr die Bedeutung Stuttgarts für die Entwicklung der anthroposophischen Bewegung vor Augen geführt. Der Leser erfährt, wo Steiner in Stuttgart wohnte, wo er Vorträge hielt oder welche Personen für die Gründung der ersten Waldorfschule verantwortlich waren. Wie im Vorwort angedeutet, bleibt noch manches zu erforschen, etwa das Verhältnis bekannter, in Stuttgart ansässiger Künstler wie Johannes Itten oder Oskar Schlemmer zur Anthroposo-

phie. Einzelne Forschungsergebnisse liegen bereits vor (im Falle Schlemmer etwa in Ralf Lienhards Buch *Der Kreis der Individualität*), wurden aber in das Buch nicht aufgenommen. Man hätte noch andere Persönlichkeiten erwähnen können, die zeitweise in Stuttgart tätig und in irgendeiner Weise mit Steiner oder der anthroposophischen Bewegung verbunden waren wie die Komponisten Viktor Ullmann und Felix Petyrek oder die Dichter Manfred Kyber und Alexander von Bernus. Dass der Schwerpunkt auf den unmittelbaren Mitarbeitern Steiners und den anthroposophischen Funktionären liegen musste, erklärt sich schon aus dem begrenzten Rahmen dieser Chronik. Die Autoren waren sichtlich bemüht, durch die enge Verflechtung von Stadt- und Wirkungsgeschichte die Grenzen zwischen anthroposophischer und nicht anthroposophischer Perspektive zu überwinden. Das ist ihnen weitgehend gelungen. Nicht zuletzt die vielfältige graphische Gestaltung des Bandes und die Einbeziehung von sehr seltenen Fotos machen das Buch zu einem ansprechenden historischen Bildband, in dem man gerne blättert.

Wolfgang G. Vögele

## Naissance des Geistes

RUDOLF STEINER: **Das Verhältnis der Anthroposophie zur Naturwissenschaft. Grundlagen und Methoden**, GA 75, Rudolf Steiner Verlag, Dornach 2010, 376 Seiten, 47 Euro.

Die Frage, was »wissenschaftlich« ist und was nicht, durchzieht das 20. Jahrhundert und beunruhigt in der Gegenwart immer noch. Die »erlösende« Antwort wohl lautet: Beobachte dein Denken und beantworte dir selbst, warum dir im Erkennen an einem Thema etwas wichtig ist, frage, was es mit dir als Mensch zu tun hat. Überwinde die Polarität von Glauben und Wissen, verwandle dich.

Wer mit solchen Gedanken schwanger geht, sollte nicht zögern den 75. Band der Rudolf Steiner Gesamtausgabe zur Hand zu nehmen. Die Lektüre der fünf öffentlichen Vorträge Rudolf Steiners und eines akademischen Disputa-

tionsabends zwischen dem 17. Juni 1920 und dem 11. Mai 1922 in Stuttgart, Bern, Zürich, Basel und Leipzig begeistert, denn sie lässt – aufgrund der an die Vorträge anschließenden Diskussionsrunden – die Atmosphäre aufleuchten, in der Menschen mit Rudolf Steiner öffentlich um Anthroposophie rangen. Solche Erkenntnisstimmung kann auch in der Gegenwart gefunden werden. »Steiner geht«, so schreiben die Herausgeber des Bandes einleitend zu Recht, »diesen und anderen Fragen in den ... Vorträgen auf eine so durchstrukturierte und für jeden einsichtige Weise nach, dass sie sich unabhängig von ihren konkreten Entstehungsbedingungen als solide Einführungstexte eignen. ... es ging Rudolf Steiner hier um nichts Geringeres als um die Etablierung der anthroposophischen Geisteswissenschaft als einer anerkannten wissenschaftlichen Forschungsmethode und Forschungspraxis« (S. 15). Die Themen des Bandes ergänzen sich gut mit dem 2005 erschienenen Band der Gesamtausgabe Nummer 73a (*Fachwissenschaften und Anthroposophie*), wo sich der Vortrag vom 17. Juni 1920 in Stuttgart ebenfalls abgedruckt findet.

Die Vorträge schildern immer wieder von unterschiedlichen Seiten aus die Möglichkeit der Verwandlung und damit Erweiterung des diskursiven Denkens. »Ja wir brauchen nicht bloß eine Renaissance, wir brauchen eine Naissance des Geistes«, so endet der Berner Vortrag. Findet diese Geistgeburt in mir statt, oder verliere ich mich in der Renaissance des Geistigen – ohne Wirklichkeit des Geistigen? Es wäre interessant zu wissen, wer von den Hörern und mit welchem Erfolg Steiners Anregungen zur Verwandlung des eigenen Denkens aufgriff. Im Falle von Paul Schatz ist dies für einen thematisch ähnlich gelagerten Vortrag Rudolf Steiners in München 1922 autobiographisch dokumentiert. Dessen ungeachtet, möchte man an den Vorträgen mit Menschen gemeinsam arbeiten – etwa, um den inneren Aufbau der Gedankenbewegungen freizulegen. Steiners mit den Vorträgen verfolgtes Anliegen ist eminent lebenspraktisch, enthält Hinweise auf Forschungsaufgaben – und hat nichts von seiner Gegenwärtigkeit verloren, wenn im Disputationsabend auf die Beziehung

zwischen Zeitleid und unterlassenen Denkanstrengungen im Erkenntnisgebiet gewiesen wird. Da befindet man sich als Leser unmittelbar im Jetzt. Dann kann man sich bei der Lektüre fragen, wie man selbst auf die aus der Gegenwart resultierenden Fragen in vergleichbarer Stringenz antworten will.

Ich zitiere zwei Stellen, die das Moment der Begeisterung der Lektüre beleuchten: »Ich gebe gerne zu, Geisteswissenschaft kann in manchen Einzelfragen irren. Sie ist am Anfang. Aber darum handelt es sich nicht. Sondern es handelt sich darum, in welche Richtung gestrebt wird. Und so kann man sagen: Es wird versucht, dasjenige, was im Denken sich offenbart, in seiner Gestaltung des Menschen zu beobachten, es zu beobachten als eine reale, den menschlichen Organismus gestaltende, durchbildende Kraft. Es wird das Denken in seiner Realität betrachtet« (Rudolf Steiner in der Aussprache zum Vortrag »Geisteswissenschaft, Naturwissenschaft, Technik«, S. 59). Und: »Indem Sie über das präexistente Leben sprechen, wird der Mensch auf dem Wege des Wissens zugleich in die geistig-übersinnliche Welt eingeführt. Und daher wird, wenn man sich wiederum hinwendet zu dem präexistenten Leben, dieser der menschlichen Seele eigentlich verderbliche Abgrund zwischen Glauben und Wissen überwunden« (Rudolf Steiner auf dem »Disputationsabend« anlässlich des Anthroposophischen Hochschulkurses in Zürich, S. 186).

Matthias Mochner

## Bildsprache der Apokalypse

CHARLES KOVACS: **Betrachtungen zur Apokalypse. Ein Kommentar zum Nürnberger Zyklus von Rudolf Steiner**, Perseus Verlag, Basel 2011, 176 Seiten, 21 EUR.

»Wer Ohren hat, der höre«, heißt es in der Apokalypse des Johannes, und damit sind nicht nur die äußeren Ohren gemeint. Rudolf Steiner bezeichnete die Apokalypse als Schilderung einer christlichen Einweihung. Wesentliche Inhalte der Apokalypse erläuterte er 1908 in Nürnberg anhand eigens dazu angefertigter »Siegelbilder«

(in GA 104: *Die Apokalypse des Johannes*), doch sind diese Apokalypse-Vorträge recht vielschichtig und zum Teil schwer verständlich. Ein kürzlich erschienenenes Buch von Charles Kovacs – *Betrachtungen zur Apokalypse* – gibt dem Leser nützliche Orientierungshilfen. Kovacs (1907–2001), ein gebürtiger Wiener, der bereits mit 22 Jahren Mitglied der Anthroposophischen Gesellschaft geworden war (eine kurze Biographie findet sich am Schluss des Buches), betrieb sein Leben lang anthroposophische Studien und übte sich im Meditieren. Er war 77 Jahre alt, als er die Kommentare zu Steiners Nürnberger Zyklus verfasste. Dass sich Kovacs auch *künstlerisch* mit der Apokalypse auseinandersetzte, kommt seinen Betrachtungen sehr zugute. In dem Buch sind 16 seiner Gemälde abgebildet, zum Beispiel »Johannes der Apokalyptiker« oder »Der vierte apokalyptische Reiter«.

In seinen schriftlichen Darlegungen behandelt Kovacs ebenfalls Motive und Wesenheiten aus der Apokalypse. Da Kovacs zudem auf die Siegelbilder Rudolf Steiners eingeht, empfiehlt es sich, diese Bilder (die bei Kovacs *nicht* abgedruckt sind) beim Lesen griffbereit zu haben. Kovacs Herangehensweise ist eine durchaus eigenständige – voller Tiefsinn und mit einigen Anspielungen auf das Zeitgeschehen –, wenngleich er sich immer wieder auf Aussagen Rudolf Steiners bezieht. Mit beeindruckender Klarheit entrollt er eine Fülle komplexer Zusammenhänge, ohne die Gesamtheit aus dem Blick zu verlieren. Dabei greift er den zentralen Gedanken Rudolf Steiners auf, dass jeder Mensch aus den jeweiligen Zeitaltern, in denen er inkarniert war, unterschiedliche seelisch-geistige »Früchte« mitbringt. Kovacs spricht von »karmischen Erbschaften«, die uns zwar meist nicht bewusst sind, die wir aber dennoch als Keime in uns tragen, auf dass sie sich in einer späteren Zukunft entfalten. Da die Apokalypse in verschlüsselter Form sowohl auf vergangene als auch auf künftige Epochen Bezug nimmt, lässt sie sich als Aufforderung verstehen, das in der Vergangenheit Erlebte für die Zukunft fruchtbar zu machen.

Bei alledem geht es viel um das Thema Intel-

lizenzen und ihre Entwicklungsstufen im Laufe der Evolution. Anknüpfend an Rudolf Steiner hebt Kovacs die Wichtigkeit des Denkens stark hervor. Dieses soll nicht aufgegeben, nicht abgestumpft, sondern gerade intensiviert, ja von Willenskräften durchdrungen werden. Denn, so Kovacs, »wenn wir uns in der Gegenwart weiterhin so passiv verhalten, dass unser Denken mechanisch weiterrollt – dass nicht wir die Intelligenz, sondern die Intelligenz *uns* beherrscht –, ja dann nehmen wir *auch* an einem Weltendenken teil – an dem Weltendenken Ahrimans« (S. 92 f.). Ahriman will ein Reich des Un- bzw. Unterpersönlichen errichten; er schafft *Systeme*, in denen »der freie Menschengestalt sich entweder anpasst – das heißt, zum Sklaven des Systems wird – oder unterdrückt wird. Und damit beginnt die Herrschaft des Bösen« (S. 81). Die gegenwärtige Kulturepoche zeichnet sich laut Kovacs dadurch aus, dass der Mensch selbst die Verantwortung dafür trägt, wie sich die weitere Entwicklung der Intelligenz gestaltet; ob sie zum Göttlich-Geistigen erhoben oder in den Dienst selbstsüchtiger Interessen und Sensationen gestellt wird.

In diesem Kontext liefert Kovacs eine wunderbare Deutung der Sage vom Einhorn. Das Einhorn ist, wie er ausführt, ein Symbol der Intelligenz. Die Sage erzählt, dass das Einhorn ein wildes, gefährliches und schreckliches Wesen ist, das sich aber von einer reinen Jungfrau zähmen lässt. Dieses Bild veranschaulicht, wie die Intelligenz durch »Sophia«, die göttliche Weisheit vergeistigt, ja durchchristet werden kann. Dem Mysterium von Golgatha ist es zu danken, dass es heute eine Auferstehung im Denken geben kann. Dieses unterliegt dann als leibfreies Denken nicht mehr den Todes- und Absterbekräften; und aufgrund der christlichen Auferstehungskräfte wird es mehr und mehr Menschen möglich sein, ein leibfreies Ich-Bewusstsein mit einem leibfreien Allbewusstsein zu verbinden. Von jenem zukünftigen Aufstieg der Intelligenz kündigt die Apokalypse, sofern man »Ohren hat, zu hören«.

Claudia Törpel

## Phantastische Literatur

GÜNTER KOLLERT: **Phantasie, Phantastik, Fantasy. Erzählte Welten zwischen Romantik und neuem Mythos**, Verlag am Goetheanum, Dornach 2010, 176 Seiten, 17 EUR.

Wenn man von etwas sagt, es sei ja »nur Literatur«, so meint man, dass diesem der Realitätsbezug abgeht – man braucht es nicht so ernst zu nehmen. Mit dieser abwertenden Aussage tut sich – oft unbemerkt – ein Urteil über die Beziehung von Kunstwerken zur Wirklichkeit kund, welches, wenn es zuende gedacht würde, weitreichende Folgen hätte. Das Lesen eines Gedichtes oder Romans, das Betrachten eines Bildes oder das Hören eines Musikstückes blieben unbedeutend für unsere Auffassung der Realität und diese selbst. Wir denken die Wirklichkeit oft starr, dinglich und unbeweglich und nicht durchwoben von geistiger Tätigkeit. Aus dieser Sicht ist es dann auch egal, ob Goethe den *Faust* geschrieben hat. Er hätte es auch sein lassen können, und für die harte Wirklichkeit wäre nichts verloren gewesen, außer ein paar nachdenkliche, auch vergnügte Stunden Freizeit im Theater oder bei Lektüre.

Günter Kollert geht in seinem Buch *Phantasie, Phantastik, Fantasy. Erzählte Welten zwischen Romantik und neuem Mythos* von ganz anderen Voraussetzungen aus: Er nimmt das gestaltete Wort und seinen Einfluss sehr ernst. Er nimmt es sogar so ernst, dass er ihm zutraut, den Lesenden einerseits von der Wirklichkeit zu entfremden oder andererseits ihm ein Stück davon erschließen zu können. Durch Literatur kann man ein Stück Lebensweisheit erlangen, weil sie die Menschen und Dinge wie von innen her aufschließt, sie kann einen aber auch wie eine Droge in »Paralleluniversen« entführen. Das geschriebene Wort hat für Kollert eine fast religiöse Dimension, indem er ihm zutraut, zur Wirklichkeitserfahrung zu werden oder – im Extrem – zum reinen Eskapismus der Seele. Zwischen diesen Polen bewegt sich Kollerts material- und kenntnisreiche Betrachtung der Entwicklung und Wirkung einer Literatur, die von Jahr zu Jahr und in wachsendem Maße

ein Millionenpublikum erreicht: Horror und Phantasy, Historienromane mit mystischem Anstrich, Epen, die in Fabelwelten spielen, Science Fiction usw. Ausgehend von der Beobachtung des eigenen Leseverhaltens wurden ihm Bücher, die von Welten handeln, die wenig oder gar nichts mit der uns zugänglichen Wirklichkeit zu tun haben, zusehends suspekt. Er beginnt, die Spur aufzunehmen, die zur Entstehung solcher Parallelwelten – in der Seele von Künstlern und Lesern – führte.

Die ersten Ansätze »phantastischer« Literatur entstehen in der Romantik. Mit diesem Begriff bezeichnet Kollert einerseits »Erzählungen von in die alltägliche Lebenswelt einbrechenden nicht-sinnlichen Tatsachen oder Wesen« und andererseits »Texte, deren Binnenwelt man grotesk oder surreal nennen könnte«. Die zuerst aufgeführte Textsorte »erweitert den Rahmen der dem Realismus zugänglichen Welt«, die zweite Art von Texten erzählt »Dinge, die unser Vorstellungsleben überfordern oder unserem Denken widersprechen«. Das Buch arbeitet sich von dieser Realismusfrage ausgehend (dabei sich an Schiller anlehnend) vor zu einer staunenswerten und ungewöhnlichen Analyse der romantischen Literatur.

Alte Mythen, Sagen und Märchen haben nur eine vordergründige Ähnlichkeit mit dem, was der Autor unter phantastischer Literatur versteht; denn nicht um inhaltliche Überschneidungen, sondern um die Wirkung geht es ihm. Erst in der Romantik entsteht ein Stil, der sich durch »Konturlosigkeit und ... Dämmerdunkel, ... Irrationalität, [einen] Kult des Unbewussten und die Faszination des Undurchschauens« kennzeichnen lässt. Jene »Nachtseite der Romantik« unterzieht er einer ausführlichen historischen, stilistischen und menschenkundlichen Betrachtung, wobei ich letztere nicht immer in allen Punkten nachvollziehen konnte. Essenziell scheint mir aber die Beobachtung, dass hier Vorstellungsmassen ins Bild gebracht werden, die durch Horroreffekte, überspannte Surrealisten, schaurige Halbmenschenwesen einen krankmachenden Zug in sich tragen und ebenso auf die Seele des Lesers wirken. Durch die erzeugte überwältigende Spannung kann sich kein freies

Textverhältnis entfalten: Man schaue nur einem Jugendlichen zu, der sich im Rausch der siebenbändigen *Harry-Potter* Saga aufhält oder gerade das Epos *Herr der Ringe* durchlebt. Er kann sich kaum von der Lektüre lösen, und die selbst erlebte Wirklichkeit wird als langweilig gegenüber den viel spannenderen Gesetzmäßigkeiten von Welten erfahren, in denen gezaubert, geflogen und die Begegnung mit eigenartigen Wesen gepflegt wird, die es in Wirklichkeit nicht gibt.

Kollert bezieht sich allerdings nicht nur auf die Bestseller älterer und neuester Zeit, er scheint sich durch die halbe Weltliteratur gelesen zu haben, aus der er unendlich viele Beispiele mit treffsicherem Kommentar bespricht.

Die spirituelle Sehnsucht, welche uns Menschen oft unbewusst zu Büchern treibt, die uns andere Welten versprechen, rechtfertigt auch für viele anthroposophische Leser fast jede Lektüre. Phantasiewesen werden dabei gerne vorschnell mit Abbildern von Elementarwesen oder Engeln identifiziert. Mir scheint aber durchaus notwendig, einmal – wenigstens probierhalber – diese naive Haltung zu verlassen und zu fragen, was beim Lesen eigentlich wirklich geschieht: Durch die unselige Vermischung von geistigen Inhalten mit ihren Verzerrungen lösen sich letztlich alle deutlichen Begriffskonturen auf. Kollerts Urteile sind schneidend scharf, und nicht immer mag man mit ihnen vollständig d'accord gehen. Aber die Haltung des Buches zeigt eine große Reinheit des Empfindens und ein intensives Verantwortungsgefühl dem geschriebenen Wort und seinen seelischen Auswirkungen gegenüber. So unterscheidet er beispielsweise genau und fein zwischen zwei Werken des Autors Michael Ende, dessen *Unendliche Geschichte* er als suggestive Verherrlichung der Flucht in die Parallelwelt »Phantasies« bewertet. Das Buch *Momo* empfiehlt er dagegen uneingeschränkt und gesteht ihm moralische Kraft zu. Sämtliche Urteilkriterien, die auf die Bücher angelegt werden, unterzieht Kollert fortwährender Reflexion, und der Leser wird dabei in das sachliche und methodische Vorgehen einbezogen.

An positiven Blickrichtungen mangelt es bei diesem Überblick über die unterschiedlichsten

Literaturgenres nicht. Man findet eine Fülle von gut begründeten Leseempfehlungen, hauptsächlich im zweiten Teil des Buches. Der Jugendliteratur ist ein eigenes Kapitel gewidmet, ebenso derjenigen, die sich der Evangelienstoffe oft auf obskure Weise bedient. Auch hier lauert die Gefahr, geistige Vorgänge ständig durch verdinglichende und materielle Bilder herunterzuziehen, statt den Leser zu einer Tätigkeit anzuregen, die ihm echte, wenn auch zunächst unspektakuläre Erfahrungen ermöglicht.

Die sieben Legenden, die Kollert – aus der eigenen Erzählpraxis entstanden – an das Ende des Buches stellt, lassen mich etwas ratlos zurück. In ihrer Diktion sehr märchenartig, in ihren Inhalten vergangene Zeiten nachformend, sind sie für mich noch nicht in einem Erzählen angekommen, das wirklich sprachlich gegenwärtig ist. – Nur die Liebe zur Literatur als Kunst, nicht als Träger von Informationen, weckt das Bedürfnis, Qualitäten wirklich unterscheiden zu lernen und sie an sich selbst erlebend zu beobachten. Das Buch von Günter Kollert atmet diese Liebe und erwirkt sich erst daraus das Recht, seinen Gegenstand so leidenschaftlich befragen zu können, ohne ihm zu verfallen. Die Kraft der Phantasie, die alle literarischen Kunstwerke hervorbringt, ist in ihrer reinen Form der Vorbote der Imagination, die sich durch Steigerung der Eigentätigkeit erlangen lässt, nicht durch rauschhafte Vernebelung mit quasi-geistigen Welten, denen sich das Gefühlsleben nicht zu entziehen vermag. Jeder mag das an sich selbst nachvollziehen. Das Wort Kollerts vom »literarischen Gewissen« nehme ich als eine Aufforderung, bei allem Schreiben und Lesen zu prüfen, was wir mit uns selbst verbinden, was wir uns an Worten, Bildern und Vorstellungen einverleiben wollen.

*Lydia Fechner*

## Annuschka Blume

MARJANA GAPORENKO: **Annuschka Blume**, Residenz Verlag, St. Pölten 2010, 251 Seiten, 21,90 EUR.

Piotr Michailowitsch ist zum Zwecke der Forschung vom Landwirtschaftsminister in die

Einsamkeit der Alpen verbannt worden. Er soll beweisen, dass es keinen Unterschied gibt zwischen den Bergen und Steppen. Wie in einem Traum kommt er sich vor. Wie im Märchen. Seine Empfindungen teilt er in Briefen Anna Konstantinowa mit. Kindlich naiv schildert er das vertraute Tosen des Schwarzen Meeres, wie es Heimatgefühle in ihm erweckt und seine Sehnsucht besänftigt. Im Namen der Poesie erinnert er sich an den Geruch der Steppe, an Kartoffelsäcke, die immer da sind, wie die Bauern selbst. Bauern sind für ihn »Dichter der Erde«. Piotr Michailowitsch lässt die Natur sprechen. Von einer alten Stute erfährt er, dass sie dereinst in den Krieg zog und an der Ostfront gedient hatte.

Piotr Michailowitsch liebt es, sich zu erinnern. Und er will ein Buch schreiben über die Einsamkeit, die Geheimnisse des Himmels durchschauen. Seine Briefpartnerin, die Lehrerin Annuschka Blume, beschwört er, mit der Tradition zu brechen, den Kindern nichts als die Wahrheit zu sagen und das Unaussprechliche zu verkünden. Er schwört auf ihr Wort, das ihm Halt gibt.

Anna Konstantinowna schwebt in höheren Sphären, von denen niemand weiß. Sie denkt mit der Seele. In ihren Antwortbriefen schildert auch sie ihren Tagesablauf und dass sie immer ein Lied auf den Lippen habe. Einmal betritt sie ihren Spiegel und eine Welt der Erinnerungen öffnet sich. Sie träumt von ihren Schülern, spricht mit der Natur und dem Universum, glaubt an die Liebe, die Schöpfung, die Poesie und daran, dass nichts auf dieser Welt zugrunde geht.

Anna liebt Kinder und Katzen wegen ihrer unbewussten Weisheit und Tulpen im Winter, die zu Klängen zu Rachmaninow herrlich blühen. Ihrem Briefpartner rät sie, täglich kleine Wunder zu tun und der Liebe zu gedenken. Sie berichtet von neuen Märchen, die ihre Schüler erzählen. Märchen als begriffenes Schicksal. Sie beschwört ihren Briefpartner: »Lassen Sie alles los, damit alles wiederkommt!«

Piotr Michailowitsch trägt ihre Briefe am Herzen, in der Brusttasche. In seinen Antwortbriefen schildert er Traumszenen: »Mal rupften Sie

ein Hühnchen, mal hackten Sie Holz im Hof. Mal holten Sie mit Ihrem Blecheimer Wasser aus dem Brunnen. Sie mit einem roten Kosakengürtel und einen Raben auf der Schulter vor der tausendjährigen Eiche. Wölfe begleiten Sie wie treue Hunde, damit kein Mensch Ihnen etwas antun kann.«

Piotr träumt vom Sterben. Doch dann ist es Anna, die unerwartet geht. Ihr Herz krampft sich zusammen, als sich die beiden gegenüberstehen. Anfang und Ende schließen sich zum Kreis. Mit einem Lächeln auf den Lippen, die Hand ans Herz gepresst, taucht sie ein in die Bilderflut der Erinnerungen.

Briefe voller Poesie, die die Einsamkeit erfüllen, aber auch paradoxe Schilderungen. Briefe wie Träume, noch aus der zeitlichen Distanz Empfindungen heraufbeschwörend, die unmittelbare Gegenwart suggerieren. Aus den Briefen entstehen Bilder, wie in einem Film. In Zeitlupe, wie in einem Traum.

Eine ungewöhnliche Geschichte, in einen märchenhaften Briefwechsel gehüllt. Naiv und voller Zärtlichkeit.

Karin Haferland

## Tödliche Bedeutungsspiralen

JANNE TELLER: **NICHTS Was im Leben wichtig ist**, Carl Hanser Verlag, München 2010, 140 Seiten, 12,90 EUR.

Was ihm nicht *alles* sein könne, das sei ihm nichts, hat Hölderlin einmal gesagt. »Nichts bedeutet irgendetwas ... Deshalb lohnt es sich nicht, irgendetwas zu tun«, sagt der Schüler Pierre Anthon aus der Klasse 7A eines dänischen Provinznests, verlässt die Klasse, steigt auf einen Pflaumenbaum auf dem Anwesen seiner Alt-Achtundsechziger-Eltern und kommt bis zum bitteren Ende der Geschichte nicht wieder herunter.

*Nichts* oder – der Titel ist, wenigstens in der deutschen Übersetzung, doppeldeutig – *NICHTS Was im Leben wichtig ist* gehört zu den Büchern, die stark von einer genialen Grundidee leben. Diese wirkt als Treibstoff, der die Geschichte weit trägt, obwohl zunächst nicht

wirklich viel Neues hinzukommt. Man spürt eine Art Unbehagen an etwas zu Plakativem, der künstlerische Motor scheint zu stottern, sein *Sp(i)rit* geht aus, je mehr die Erzählung wie geölt läuft. Man ahnt, wohin es laufen wird; ein Selbstläufer ist es trotzdem nicht. – Man bekommt beim Lesen eine starke Sehnsucht nach Liebe.

Das ist hier die *eine*, die ernüchternde Lektüre-Erfahrung. Den Rang eines Werks bestimmt ja nicht nur die bestechende Konzeption. Bedeutung ist oft wie ein guter Tropfen, der Jahre im Keller reifen muss, um bekömmlich zu sein und langfristig zu wirken, um nicht nur kurz zu berauschen. Andererseits: etwas Ähnliches ist dieser Publikation passiert. Zunächst wurde das Buch an dänischen Schulen verboten. 2001 begann es ein Bestseller zu werden.

Der Inhalt ist rasch zusammengefasst: Die Frage nach dem Sinn des Lebens ist das Thema. Nichts im Leben hat Bedeutung, weil alles vergeht – das ist die provozierende Aussage des Jungen Pierre. Herausgefordert durch ihren Klassenkameraden beginnen seine Mitschüler in einem alten Sägewerk alles zu einem Berg zu versammeln, was Bedeutung hat. Jeder muss etwas hergeben, was gerade ihm bedeutsam und lieb ist. Da immer der eine den anderen aus verzweifelter Rache zu übertreffen versucht, eskaliert das Projekt ...

Eine Zeitung schrieb treffend, *Nichts* sei eine außergewöhnliche Gedankenreise. Tatsächlich ist bemerkenswert an diesem vielfach preisgekrönten Werk einer bis dahin eher unbekanntem Autorin, dass ein Jugendbuch stark von einem philosophisch-abstrakten Ansatz lebt. Weshalb es eben doch auch eine Lektüre für ältere Leser, für alle ist.

Janne Teller, 1964 geboren, verfügt über eine kristallklare, präzise Sprache, die Situationen, Gesten und Charaktere mit wenigen Strichen plastisch machen kann. Auch deshalb ist das Buch gut lesbar und kurzweilig. Weiter wird das Ganze gekonnt mit einigen Zutaten vermischt, die in einem Jugendbuch nicht fehlen dürfen.

Ein Gleichnis wird erzählt. Eine Parabel läuft literarisch kühl-nüchtern, aber psychologisch

dicht gesponnen, ja fiebrig ab. Die jedes Mal aufs Neue aufbrechenden inneren Kämpfe der Jugendlichen werden spürbar. Eigentlich handelt es sich um die Geschichte einer Initiation oder mehrerer kleiner Einweihungen: schwere Schritte von der Kindheit in die Erwachsenenwelt. Wie die Einzelnen damit weiterleben, bleibt offen: Eine Sofie scheint, psychisch auffällig, im Heim zu landen, die Ich-Erzählerin wiederum ist mit dem rückblickend Erzählten offenbar lange innerlich umgegangen.

Es ist die Geschichte einer Opferung, genauer: einer tödlichen Spirale von Opferungen. Zunächst werden immer größere und immer persönlichere Opfer für jenen »Berg von Bedeutung« erbracht, nach anfangs materiell-gegenständlichen wie einem Rad bald hochsymbolische, dann fleischliche: ein Jesus-Kreuz, eine Kinderleiche und ein Tierkadaver, eines Mädchens Jungfräulichkeit. Hier kippt die Story.

Ein anderes archaisches Muster, das Tellers Buch bedient, ist die alte Fabel vom Einzelnen und der Gruppe. Pierre geht den Einweihungsweg ohne Wiederkehr. In der Gruppe schälen sich die Individuen in ihrer Problematik zwar heraus – schon ihre Namen weisen auf Typen: Da ist »der fromme Kai«, die »Dame Werner«, sehr gläubig der eine, der andere offenbar latent homosexuell – ihr Entwicklungsgang wird aber nicht weiter verfolgt. Es gibt tonangebende Jungs und zickige Mädchen. Insgesamt wird die Geschichte eines Kollektivs erzählt. Die Erzählstimme sagt meist »Wir«.

Schließlich wird derjenige »geopfert«, dessen Provokationen erst zu diesem Opferwahn geführt hatten. Er wird aber nicht deshalb geopfert, weil er jetzt noch größere Opfer verlangte und man das nicht mehr will. Sondern weil er das so eindrückliche Opferkunstwerk – sogar die Medien interessieren sich und alle in der Gruppe werden für eine Weile zu kleinen Stars – nicht annimmt. Weil er es lächerlich findet, weil er die Gruppe spiegelt und zugleich, zynisch-ironisch, sich selbst. Der Außenseiter ist mit seinem Nihilismus intellektuell immer auf der sicheren Seite. Um ihn dieser zu entreißen, erschlagen die vielen verzweifelten Kains am Ende nicht Abel, denn einen Abel gibt es

hier nicht, sondern gleich Gott selbst – oder den, der sich wie Gott aufgeführt hat: erhöht in einem Baum sitzend und ihnen von dort das Ende ihres unschuldigen, paradiesischen Denkens ebenso verkündend wie bereitend. Sie erschlagen ihn in dem Moment, als er zum ersten Mal in der Geschichte von oben heruntersteigt und in das alte Sägewerk geht, um jenen Berg von Bedeutung zu begutachten.

Eine Metapher auf Jesu Passionsgeschichte? Eher nicht. Gewiss umschwirren diese Anklänge gleich Ober- und Untertönen das Thema des Buchs. Aber seine Qualität besteht eben auch darin, dass es das darin Angelegte nicht ausreicht. Eher kann es stellenweise an Peter Weirs wundervoll warmen Kinofilm *Dead poet's society* (*Der Club der toten Dichter*) erinnern. Der Dornenkranz, den sich in diesem Film ein Jugendlicher vor seinem Suizid aufsetzt, steht für eine Selbstopferung aus Verzweiflung: denn das, was ihm am meisten bedeutet hat, die Schauspielerlei, wird ihm vom Vater verboten. Er wählt das Nichts des Todes, um wiederum den Eltern das zu nehmen, was ihnen angeblich doch alles war: er, ihr Kind. Aber er ist *sich*, und ihre Liebe ist ihm nichts, wenn er sich nicht nach seinen Idealen und dem inneren, geistigen Bild seiner Individualität verwirklichen darf.

Bei *Nichts* indessen mag sich bei manch einem gegen Ende die Frage regen, welche Haltung das Buch und seine Autorin sozusagen zu sich selber einnehmen. Was ist die Bedeutung des *Buches Nichts*? Teller scheint bewusst, dass diese Frage untergründig mitschwingt. Dass sie sie nicht politisch korrekt beantwortet, ist eine Stärke. Man kann nicht behaupten, das Buch plädiere für Verständnis für die innere Situation gewaltbereiter Jugendlicher. Oder es wolle mehr oder minder gemeinsam mit Pierre Anthon gegen Ende triumphieren: »Wenn ... der Tod keine Bedeutung hat, dann deshalb, weil das Leben keine Bedeutung hat ... Amüsiert euch gut!«

*Nichts* schürft nicht tief. Es ist intellektuell scharf, und erstaunlich ist es schon, dass dabei Jugendliteratur herauskommen kann, die gerade heute junge Menschen berühren, begeistern und bewegen könnte. Nur bewegen zu was?



Wofür? Ein großer Wurf – was entwirft er? Der Schuss kann auch nach hinten los gehen. Verstört eine solche Story nicht in einem Alter, wo Leser nach Idealen hungern und dürsten? Wird nicht vernunftmäßig dekonstruiert und entlarvt, was erst einmal veranlagt werden müsste?

*Nichts* ist kein spiritueller Roman. Er atmet sozusagen nichts Slawisch-Östliches. Es bezieht seine Energie aus westlich materialistischer Erfahrungswelt und wohl auch -armut. Vermutlich musste dieses Buch einmal geschrieben werden. Wenn aber Junge wie Alte am Schock und am inneren Widerstand beim Lesen ihren eigenen Sinn erwachen und erstarken fühlen, gleichsam als Trotzreaktion, und erkennen, dass das Leben eben den Sinn hat, den man ihm positiv gibt, ohne Berge errichten oder versetzen zu wollen, ohne sich zerstörerisch gegen andere zu wenden – dann hat »Nichts« die Bedeutung, die es verdient.

Auf Seite 97, als dem Gitarrespieler Jan-Johan der rechte Zeigefinger abgehackt wird, sagt Anna-Li, obwohl unsicher, ob es richtig ist, was sie tun:

»... wenn es nicht wehtun würde ... wäre es ... nichts von Bedeutung.«

Andreas Laudert

## Mensch der Mitte

CARSTEN SCHMIDT: **Kafkas fast unbekannter Freund. Leben und Werk von Felix Weltsch. Ein Held des Geistes – Zionist, Journalist und Philosoph**, Verlag Königshausen & Neumann, Würzburg 2010, 378 Seiten, 48 EUR.

Ziel dieser Dissertation ist, den Philosophen und Publizisten Felix Weltsch (1884 Prag – 1964 Jerusalem), der bisher fast nur als enger Freund Franz Kafkas bekannt ist, in seiner eigenständigen Bedeutung zu würdigen. Ein Jahr jünger als Kafka, studierte auch er Jura und dazu Philosophie. Er arbeitete als Bibliothekar an der Prager, später der Jerusalemer Universitätsbibliothek, in der auch der größte Teil seines umfangreichen Nachlasses liegt. Er war befreundet mit Max Brod und Hugo Bergmann;

sein Cousin Robert Weltsch gab die *Jüdische Rundschau* in Berlin heraus.

Zunächst wird die Geschichte der alten Prager Tuchmacherfamilie Weltsch aufgearbeitet, danach Schulzeit und Studium von Felix Weltsch. Durch Max Brod fand er zum literarischen »Prager Kreis«, zu dem Kafka und Oskar Baum gehörten. Mit Brod schrieb er das philosophische Werk *Anschaung und Begriff*. Spätere Schriften sind *Gnade und Freiheit*, *Organische Demokratie*, *Das Wagnis der Mitte* und vor allem *Religion und Humor im Leben und Werk Franz Kafkas*. (Mit niemandem konnte Kafka so gut lachen wie mit Weltsch).

Von 1919 bis 1938 leitete Weltsch die zionistische Wochenzeitschrift *Selbstwehr*. Als die Repressalien gegen Juden in Deutschland zunahmen, schrieb er 1935 zum Thema *Schicksal und Gebot*: »Die Kräfte des Bösen sind in dieser Welt zu groß und können nur besiegt werden, wenn das Gute alle seine Kräfte bis zur Selbstaufopferung einsetzt.« In seinem Artikel über *Die Atombombe und die Demokratie* heißt es: »Ganz neue Wege liegen vor der Menschheit, zum Segen oder zum Fluch ... Es ist die Aufgabe des Menschen, aus dem Bösen Gutes zu schaffen, die Natur in Geist zu verwandeln.«

Weltsch habe geäußert, dass der Zwang der Kausalkette manchmal, in »Feststunden des Daseins«, durch den Menschen in freiem Willen durchbrochen werden könne, erinnerte sich Brod. Er sei ein Erzieher zur Humanität gewesen. Schmidt nennt drei wesentliche Dinge im Leben von Felix Weltsch: »Humor, die Mitte und das Werden.«

Der Autor hat eine Arbeit von ungeheurem Fleiß vorgelegt. Eine Straffung des Inhalts würde ihr zu mehr Popularität verhelfen. Leider hat sie kein Personenverzeichnis, doch wird der Leser durch eine ausführliche Quellendarstellung entschädigt.

Dass Schmidt so viel über die Zeitschrift *Selbstwehr* gefunden hat, ist sehr verdienstvoll; es ist die erste umfangreiche Darstellung. Auch über die Friedensgruppe »Brith Schalom« erfährt man Neues, dazu über die Aus- und Einreisebedingungen nach Palästina. Man zittert mit der auswandernden Familie. Anrührend ist

Weltschs Beschreibung des Besuches der Akropolis in Athen mit Brod, ehe sie Europa verließen. Einiges beurteilt der Autor, wofür ihm die Grundlage offenbar fehlt, wie den Text von Max Brod über das »Absolute«. Über Weltschs Schwägerin, die inzwischen 107-jährige Pianistin Alice Herz-Sommer in London, berichteten die Medien in den letzten Jahren häufig. Sie ist eine Überlebende von Theresienstadt.

Es ist Carsten Schmidt gelungen, Weltsch als eigenständige Persönlichkeit darzustellen, oft mit dessen eigenen Worten. Auch ist ein vollständigeres Bild über den »Prager Kreis« erstellt. Eine äußerst verdienstvolle Arbeit, die alle angeht, die sich für Kafka oder die neuere palästinensisch-israelische Geschichte interessieren, besonders den Forscher. Und, wie der Autor selber sagt, wenn es »tausende Werke über Kafka in allerlei Ansätzen zu lesen gibt, dann ist es Zeit, dass es zumindest eine Arbeit über Weltsch gibt.«

Maja Rehbein

## Weltpolitische Zukunftsvisionen

GEORGE FRIEDMAN: **Die nächsten 100 Jahre**, Campus Verlag, Frankfurt/New York 2009, 290 Seiten, 22,90 EUR.

Der Autor übt sich in vorliegendem Buch in der stellenweise gewagt anmutenden, dann aber auch wieder nachvollziehbaren Voraussicht auf die globalen, auf Prämissen der Geopolitik basierenden Machtverhältnisse in den nächsten hundert Jahren. Dabei ist George Friedman nicht irgendwer: Er kann neben Brzezinski, Kissinger und Khanna als einer der einflussreichsten und kompetentesten US-amerikanischen Experten für Geopolitik und strategische Fragen gelten. Gleichsam ist er Gründer des in Texas gelegenen Informationsdienstes *Stratfor*, das neben Privatpersonen insbesondere Wirtschaftsunternehmen, das Pentagon und die politische Klasse der USA mit strategischen Analysen versorgt, oft für ein deftiges Honorar. Neben den Expertenberichten für die Funktionszirkel der Macht aus Politik, Wirtschaft und

Militär stellt *Stratfor* auch für private Kunden kostenlos »exoterisches«, der Exklusivität entbehrendes Informationsmaterial zur Verfügung. Dadurch, besonders aber durch die Tatsache, dass sich eine ansehnliche Zahl von Prognosen im Nachhinein als zutreffend erwiesen, hat sich diese Denkfabrik unter der Führung von Friedman einen Namen gemacht.

Erfrischend und für den europäischen Beobachter aufschlussreich ist die offene und unverblünte Sprache, mit der der »konservative Republikaner«, wie sich Friedman nennt, die Ziele und Verfahrensweisen der Weltmacht benennt, um die sich seiner festen Überzeugung nach das 21. Jahrhundert drehen wird: Die USA. Diese werde, allen anders lautenden Beschwörungen und Vermutungen zum Trotz, die maßgebliche, unilaterale Macht – basierend auf wirtschaftlich-technologischer Stärke, nicht einholbarer militärischer Überlegenheit und kultureller Attraktivität – im 21. Jahrhundert bleiben. So heißt es gleich zu Beginn des Buches unmissverständlich: »Doch ich würde sogar noch weiter gehen und behaupten, dass die Vereinigten Staaten heute erst am Beginn ihrer Macht stehen. Das 21. Jahrhundert wird das Amerikanische Jahrhundert« (S. 30). Diese Behauptung nun unterfüttert Friedman mit einer Fülle von statistischem Material zur Wirtschaft und zur militärischen Allmacht der USA zur See, am Himmel und auf Erden, technologisch wie quantitativ. Da heraus lässt sich mühelos für die Zukunft ableiten, auf welcher Basis und mit welchen Mitteln die USA in Zukunft ihre globalen Machtprojektionen realisieren werden. Nicht von ungefähr attestiert Friedman den USA ganz nüchtern, dass ihre Machtausübung vorrangig nun einmal nicht auf der Kunst der Diplomatie, sondern auf der Angst erzeugenden Macht der Sprache ihrer Waffen beruhe.

Friedman belässt es in seinem Buch nicht in der Auflistung statistischen Faktenmaterials als Voraussetzung seiner Befunde und Voraussagen, so in etwa, dass die Volkswirtschaft der USA nach wie vor größer ist als »die der nächsten vier Volkswirtschaften Japan, Deutschland, China und Großbritannien zusammengekommen.« Relativ unverblümt und jenseits der gewohnten

Rhetorik der Menschenrechte, des Demokratie-exports und des angeblichen Scheiterns von letzterem in den von US-Interventionen überzogenen Nationen zeigt der Autor an einer Reihe von Beispielen, welche Mittel sich die USA bedienen, um ihre Dominanz aufrecht zu erhalten und zu erweitern. Dabei gehe es nicht, wie von offizieller Seite behauptet und von den Meinungsmachern endlos wiedergekaut, um eine Befriedung der umkämpften Regionen oder gar um das hehre Projekt einer Staatenbildung, sondern, wie die Interventionen im Irak und in Afghanistan anschaulich vor Augen führten, um Destabilisierung. Nur diese – und nicht der offensichtliche militärische Sieg – garantiere, dass kein Staat in der im 21. Jahrhundert umkämpften Landmasse Eurasiens zum ernst zu nehmenden Rivalen der USA werden könne. Zu dieser Strategie gehört ein System ständig wechselnder Bündnisse. Diese wie das angebliche »Scheitern« der militärischen Missionen sind also nicht, wie allseits behauptet, das Ergebnis einer fehlerhaften und inkompetenten amerikanischen Außen- und Militärpolitik, sondern das genaue Gegenteil. Dieser Befund Friedmans ist ungewohnt und mutet verwegend an. Bei genauerem Hinsehen auf die Ereignisse der letzten Jahrzehnte gewinnt er aber an Plausibilität. Aus diesem Grunde sei an dieser Stelle ausführlicher aus Friedmans Buch zitiert, zumal mit folgender Passage das Kernelement und die oft verkannte innere Logik amerikanischer Machtpolitik ungefiltert zur Sprache kommt: »Trotz aller Rhetorik haben die Vereinigten Staaten wenig Interesse an Frieden in Eurasien. Genausowenig haben sie ein Interesse an einem militärischen Sieg. Wie in Vietnam und Korea geht es lediglich darum, eine mögliche Hegemonialmacht einzudämmen oder eine Region zu destabilisieren, und nicht darum, Ordnung herzustellen. Selbst eine militärische Niederlage wäre hinnehmbar. Dies Prinzip, wann immer nötig mit minimalem Einsatz das Machtgleichgewicht in Eurasien zu erhalten, wird die US-Außenpolitik das gesamte 21. Jahrhundert hindurch bestimmen. Es wird noch zahlreiche Einsätze wie die im Kosovo und dem Irak geben. Wenn man davon ausgeht, dass das Ziel in der Stabilisierung einer

bestimmten Region besteht, wird die Reaktion der Vereinigten Staaten immer irrational erscheinen. Doch da es in Wirklichkeit darum geht, die Vormachtstellung einer anderen Nation oder Organisation zu verhindern, sind diese Einsätze in Wirklichkeit vollkommen rational. Sie werden immer den Anschein erwecken, keines der bestehenden Probleme zu lösen, und sie werden immer mit unzureichenden Streitkräften durchgeführt werden, die nicht imstande sind, eine Entscheidung herbeizuführen.« (S. 61)

Unter diesem Gesichtspunkt können die folgenden Kapitel im Buch mit ihrer durchgängigen Annahme der sukzessiven Machterweiterung der USA gelesen werden: Vom Ende des Europäischen und dem Beginn des Amerikanischen Jahrhunderts, das laut Friedman nicht etwa 1945, sondern 1991 mit der Implosion der Sowjetunion begann, von den Konflikten im ehemaligen Jugoslawien, dem Nahen und Mittleren Osten bis hin zu den gegenwärtig und zukünftig umkämpften Gebieten im Kaukasus, Zentralasien, Russland und dem Pazifischen Raum.

Während die Prognosen, die den Zeitraum von 2010 bis 2030 umfassen, durchaus nachvollziehbar erscheinen, bewegen sich die darüber hinausgehenden Fern-Prognosen oft in einem Bereich, der an Science-Fiction-Romane erinnert. Deshalb sei hier nur knapp auf den ersten Zeitraum rekurriert: In diesem, bis zum Jahr 2020, stehe der Konflikt mit einem erstarkenden Russland im Vordergrund. Beide, die USA und Russland seien um Einflussnahme in der Ukraine, im Baltikum und in Zentralasien bemüht, was zwangsläufig ein riesiges Konfliktpotenzial in sich berge. Letztlich könne Russland auf Grund seiner katastrophalen demographischen Entwicklung, seiner technologischen Rückständigkeit und seiner maroden Infrastruktur seine riesigen Landmassen nicht mehr zusammenhalten. Die Folge: »Mit dem zweiten Zusammenbruch Russlands zeichnet sich ein neues goldenes Zeitalter für die Vereinigten Staaten ab« (S. 147). Sind das nur die Wunschvorstellungen eines »konservativen Republikaners« der USA?

*Gerd Weidenhausen*

## Jakob Böhme

GERHARD WEHR: **Jakob Böhme – Ursprung, Wirkung**, Textauswahl, marixverlag, Wiesbaden 2010, 256 Seiten, 15 EUR.

Gerhard Wehr, ausgewiesener Kenner christlicher und jüdischer Mystik, forscht seit vierzig Jahren über Jakob Böhme. In seinem neuesten Buch betrachtet er nicht in erster Linie die Inhalte von Böhmies Schriften, sondern vielmehr die Entstehung des Werks und dessen Wirkungsgeschichte bis zur Gegenwart. Böhme lebte (1575-1624) an einer Epochenschwelle, im Anfange der naturwissenschaftlichen Weltauffassung, die bald zu einem mechanistischen Weltbild führen sollte, am Beginn des Dreißigjährigen Krieges in Deutschland. Wehr zeigt im geschichtlichen Zusammenhang und in vielen Einzelheiten, wie aus der schwierigen Rezeptionsgeschichte der Schriften Böhmies zu dessen Lebzeiten und in den folgenden Jahren langsam eine sich über Deutschland, die Niederlande und England erstreckende Wirkungsgeschichte wurde, eine geistige Unterströmung, die in ihren Vorstufen bis in die Spätantike zurückreicht und sich nach dem frühen Tod des Görlitzer Meisters nach und nach in Werke von Naturforschern, Pietisten, Philosophen und in der Dichtung geltend machte. Die deutsche idealistische Philosophie, auch Goethe, die Romantiker zeigten überall Spuren Böhmescher Gedanken, ebenso die Platoniker von Cambridge und einzelne französische Autoren. Böhmies Werk ist aus Geisterfahrten hervorgegangen; der Verfasser fühlte sich beschenkt und begnadet von der göttlichen Sophia. Als in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Wirkung Böhmies auszudünnen begann, war es Rudolf Steiner, der auf den Görlitzer wiederholt und mit Nachdruck hinwies (Wehr zitiert u.a. aus einem Vortrag Steiners vom 25.2.1916 (GA 65) und aus dem Aufsatz *Theosophie in Deutschland vor hundert Jahren* von 1906 (GA 35)). Der wirkungsgeschichtliche Bericht Wehrs ist spannend, ja impulsierend, denn es wird deutlich, dass die mechanistisch-materialistische Denkungsart seit ihrem Aufgange an der Epo-

chenschwelle in beinahe lückenloser Folge von einer dem realen Geiste zugewandten Gegenströmung begleitet ist (Wehr spricht von »Tiefengeschichte«), an die auch heute angeknüpft werden könnte. Allein der Umstand, dass die Schriften des erleuchteten Schusters – zuerst nur in verstreuten Handschriften vorhanden – überdauert haben, grenzt an ein Wunder. Böhmies Werke sind in Auswahlausgaben, jedenfalls aber in den öffentlichen Bibliotheken erhältlich und werden durch eine umfangreiche Sekundärliteratur erschlossen, auf welche Wehr abschnittsweise hinweist. Eine anfängliche Kenntnis ergibt sich aus Wehrs Büchlein *Jakob Böhme in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*, Reinbek 1971 (wiederholte Auflagen), und aus seinem Buch *Theo-Sophia – Christlich-abendländische Theosophie. Eine vergessene Unterströmung*, Kusterdingen 2007. Dieses Buch ist das inhaltliche Gegenstück zu dem hier besprochenen Werk über die Wirkungsgeschichte.

Ausdrücklich sei darauf hingewiesen, dass Jakob Böhmies Gesichte über den Bereich einer Anthroposophie im Sinne Rudolf Steiners hinausgehen und sich auf die Gottheit selbst erstrecken. Umso vorteilhafter könnte es auch für Anthroposophen sein, sich mit Böhmies Werken zu beschäftigen.

Günter Röschert

## »Das fiskalische Mittelalter ist nicht zu Ende«

PETER SLOTERDIJK: **Die nehmende Hand und die gebende Seite. Beiträge zu einer Debatte über die demokratische Neubegründung von Steuern**, Suhrkamp Verlag, Berlin 2010, 166 Seiten, 12 EUR.

Im Sommer 2009 trat Peter Sloterdijk mit seiner Forderung »zur Abschaffung der Zwangssteuern und zu ihrer Umwandlung in Geschenke an die Allgemeinheit« eine Feuilletondebatte los, an der sich vor allem diejenigen beteiligten, die die philosophische Reizfigur aus Karlsruhe längst zum Teufel jagen wollten und nur noch auf eine passende Gelegenheit dazu warteten. Diese schien mit der radikalen Steuerreform

endlich gefunden. Aufgrund dieser Tatsache geriet der vage artikulierte Vorschlag Sloterdijks schnell aus dem Fokus und anderes, was Sloterdijk entweder nicht gesagt, aber gedacht, oder gesagt, aber eben nicht gedacht haben sollte, übernahm in dem von wüsten Unterstellungen geprägten Gezänk die Oberhand.

In Gesprächen und Artikeln hatte Sloterdijk in der Folge seine Überlegungen ausführlicher dargestellt und versucht, entstandene Missverständnisse zu beheben sowie Kritik zu erwidern. Dies tut er mit der jüngst erschienenen Schrift ebenfalls, indem er in einem längeren Vorwort seine Thesen über »die nehmende Hand und die gebende Seite« vertiefend ausführt und um eine Dokumentation ergänzt, die die entsprechenden Interviews und Essays des Autors versammelt.

Den gehäuften Vorwürfen, er wolle einen sozial-schädlichen »antifiskalischen Bürgerkrieg«, einen rechtspopulistischen »Aufbruch der Leistungsträger« oder einen neoliberalen »Klassenkampf von oben« anzetteln, begegnet Sloterdijk durchwegs entkräftend; zugleich lässt er seine Überlegungen um eine »neue soziale Frage« und eine »Ethik des Gebens« kreisen.

Die »neue soziale Frage« entzündete sich, so Sloterdijk, besonders an der steuerpolitischen »Gebervergessenheit«, da das Fiskalsystem »das Stadium der Selbstbezüglichkeit erreicht und sich von den Intentionen der Bürger abgekoppelt hat«. Um anstatt vergessenen Gebern eine neue »Ethik des Gebens« zu installieren, »müssten in einer demokratischen Gesellschaft Steuern aus Zwangsabgaben in freiwillig erbrachte Bürgerspends für das Gemeinwesen umgewandelt werden – für eine Anfangszeit zu einem bescheidenen Prozentsatz, später progressiv und in höheren Proportionen«, so Sloterdijk weiter. »Ich wollte nichts anderes sagen, als dass das Gemeinwesen mittels einer weit ausgebauten und psychologisch klug gesteuerten Geberkultur auf thymotischer und freiheitlicher Grundlage durchaus nicht hinter das aktuelle Niveau zurückfallen bräuchte, ja dass es möglicherweise leistungsfähiger würde als das System, das wir zur Stunde kennen, vor allem aber: dass das alternative Projekt

– nach der Metamorphose in ein erweitertes, motivational vertieftes und diskret personalisiertes Spendenwesen – um ein Vielfaches vitaler, humaner und wirksamer geriete, als es in den heute dominierenden dumpfen anonymen, ineffizienten, verschwenderischen und ausbeutungsoffenen Zwangsroutinen jemals sein kann.«

Resümierend ist zu konstatieren: Es geht Sloterdijk um eine direkte Steuerdemokratie, nicht mehr, nicht weniger. Jeder Bürger soll mitentscheiden können, wie viel seines Geldes in welche Bereiche fließt. Dass bei der propagierten Freiwilligkeit automatisch weniger Mittel zusammenkämen, verneint Sloterdijk, auch von intendierten Steuererleichterungen für Reiche will er nichts wissen.

Etliche nicht unwichtige Fragen, etwa nach dem Zusammenhang von Leistung, Einkommen und Steuern in einer globalen Fremdversorgungswirtschaft, sind leider nicht auf Sloterdijks Agenda. Trotz dieses Mankos vermag sein Vorschlag jedoch viele Gestaltungsfragen zu formulieren, die weiter zu denken und zu diskutieren sich allemal lohnt.

*Philip Kovčé*

## Messkunst im antiken Griechenland

DIETER LELGEMANN: **Die Erfindung der Messkunst. Angewandte Mathematik im antiken Griechenland**, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2010, 285 Seiten, 39,90 EUR.

In diesem Buch wird die Tiefe und Tragweite der Errungenschaften griechischer Astronomen, Mathematiker, Physiker, Geographen und Ingenieure, deren Fähigkeiten oft in einer einzigen Person vereinigt waren, aufgrund ihrer konkreten Anwendbarkeit herausgearbeitet. Die überlieferten Quellen werden also nicht in erster Linie auf die Existenz theoretischer Gehalte in Form von Axiomen, Lehrsätzen und Beweisen etc. analysiert, sondern auf die Verwendbarkeit der angeführten geometrischen

und analytischen Methoden im Hinblick auf Existenz und Bedeutung numerischer Werte und Berechnungen in Beispielen und expliziten Anwendungen. Letzteres liefert einen Hinweis auf die Angemessenheit und Genauigkeit der angewendeten Methoden.

Im Vordergrund der Untersuchung stehen die Gebiete der Astronomie, Geodäsie und Geographie, in denen die Griechen die Wirksamkeit ihrer Entdeckungen bis in praktische Probleme hinein zeigen konnten, wie die Bestimmung von astronomischen Rhythmen, von Konstellationen und insbesondere von Finsternissen, die Untersuchung der Gestalt der Erde sowie die geographische Orts- und Zeitbestimmung. Alle diese Anwendungen waren von hervorragender Bedeutung für die Navigation: für ein erkundungs-, kolonisations- und handlungsfreudiges Volk wie die Griechen von hohem Wert. Dies führte auch zur Entwicklung und zum Einsatz elementarer Messgeräte und -methoden, welche ohne tieferen mathematischen Hintergrund zu keinen brauchbaren Resultaten geführt hätten.

Beispielsweise schrieb der in Alexandrien arbeitende griechische Astronom, Mathematiker und Geograph Klaudios Ptolemaios (2. Jh. nach Christus) unter anderem ein Standardwerk zu geometrisch-mathematischen Methoden der geozentrischen Astronomie, in der die Ineinanderschachtelung von Kreisen eine fundamentale Rolle spielte (Epizykeltheorie). Die ungewöhnlich genauen Übereinstimmungen seiner Berechnungen aufgrund seines Modells und der von ihm selbst angeführten überlieferten oder nach eigener Auskunft selbst gemessenen

Daten führte manche Autoren zur Vermutung, dass Ptolemaios diese Daten bloss erfunden oder konstruiert habe, – da sie zudem nur schlecht mit modernen Berechnungen übereinstimmen. Lelgemann kommt jedoch aufgrund seiner gründlichen technischen Analyse des Vorgehens von Ptolemaios zu einem ganz anderen Bild: Die Analyse der seinem Modell zugrunde liegenden Parameter zeigt eine hohe Übereinstimmung mit den (entsprechend umgerechneten) modernen Bahnparametern der Planetenbewegungen. Das kann kein Zufall sein, diese Parameter mussten aus Beobachtungen entnommen worden und bereits in das Modell eingebaut worden sein; folglich dienten die herangezogenen »Messdaten« nur der *Illustration* und nicht der *Bestätigung* des Modells. Alles in allem handelt es sich um ein reichhaltiges, gründliches und dichtes, nicht immer leicht lesbares Werk mit vielen Informationen und Rekonstruktionen zur Entwicklung der Messkunst in der griechischen Antike. Leider wird der Gebrauchswert dieses Buches als Nachschlagewerk erheblich gemindert durch ein fehlendes Register und manchenorts mangelhafte, fehlende oder sich nur auf (zum Teil sehr alte) Sekundärliteratur stützende Quellenangaben. Dem kann entgegengehalten werden, dass es dem Autor in erster Linie um eine saubere Rekonstruktion mathematisch-geometrischer Argumente und Konstruktionen bzw. Berechnungsmethoden ging als um eine philologische Textinterpretation. Dieses Ziel wurde weitgehend erreicht, wenn auch auf Kosten der Quellengenauigkeit.

*Renatus Ziegler*